

Das Aufweichen von Grenzen

Ein Geschlechterdialog aus Anlass von 20 Jahren Mannebüro Luzern

«Wir werden nicht als Frauen und Männer geboren, wir werden dazu gemacht» – inspiriert von der *beauvoir*-schen Formel diskutieren bewegte Männer und Frauen zweier Generationen über Macht, Männeremanzipation und das versteckte Matriarchat.

Stella Jegher: Zwanzig Jahre *Mannebüro Luzern* – ein guter Anlass für einen Geschlechterdialog. Vor genau zwanzig Jahren war auch die UNO-Weltfrauenkonferenz von Beijing. Das war ein einschneidendes Erlebnis für mich und eine wichtige Etappe in der Frauenbewegung. Das alte Thema der gleichen Rechte und Chancen wurde aus den verschiedensten Perspektiven und aus allen Winkeln der Welt betrachtet. Es ging für uns in jener Zeit auch stark um die Erfahrung von Frauen, dass sie im engsten Familienkreis Gewalt erleben, welche aber nicht als Verletzung ihrer Menschenrechte und ihrer Würde wahrgenommen wird. Hier sagten Feministinnen: «Auch das Private ist politisch.» Ein anderes, damals wie heute zentrales Thema war die Gewalt an Frauen im Krieg – auch dies eine Frage der Menschenrechte.

Christoph Walser: Als ich in den neunziger Jahren zur Männerbewegung kam, führten wir die Diskussion, ob wir überhaupt von einer Bewegung sprechen können. Ich war der Meinung, es sei eine Männerbesinnung. Direkt politische Aspekte waren wenige dabei, das änderte sich erst um 2004 mit *männer.ch*.

Vor zwanzig Jahren gab es drei Hauptlinien: erstens die Männergruppenbewegung mit Beratungsangeboten in den Städten. Wir wollten eine doppelte Emanzipation – von einer gewalttätigen Männlichkeit und von einer bevormundenden Weiblichkeit. Wir waren mit der Patriarchatsanalyse des Feminismus nicht ganz einverstanden. Wir nahmen ein kleines Matriarchat innerhalb des Patriarchats wahr – im Beziehungs- und Erziehungsbereich.

Die zweite Linie bildeten sozial engagierte Männer, einige studierten Soziologie. Sie sagten: Wir müssen Täterarbeit machen, Gewalt gegen Frauen ist der grosse Skandal.

Die dritte Schiene verkörperten schon damals die Scheidungsväter: Sie began-

nen, sich gegen Nachteile von Männern im Bereich Sorgerecht und Scheidung zu wehren.

Vorbild war in manchem die feministische Bewegung. Die Frauen hatten sich in einem langen Prozess aus patriarchalen Strukturen befreit. Aber was war mit uns? Was würde bei uns anders sein, wenn wir uns von diesem männlichen Herrschaftssystem emanzipierten?

Stella Jegher: Eines der grossen Themen auf UNO-Ebene, um in der sogenannten Frauenfrage weiterzukommen, lautet: «Engaging men and boys»; es ist super, dass es eine Männerbewegung gibt. Aber, Christoph: Was für eine Patriarchatsanalyse habt ihr denn der Frauenbewegung damals unterstellt? In meiner Politisierung hat nicht zuletzt die Analyse feministischer Theologinnen eine Rolle gespielt. Sie sahen das Patriarchat als Pyramide von Machtverhältnissen. Im Wesentlichen sind die Frauen auf der untersten Stufe, aber nicht nur. Frauen sind auf allen oberen Stufen ebenfalls vertreten. Und zuunterst in der Herrschaftspyramide finden sich auch Männer. Ich habe herausgehört, dass eurer Meinung nach im privaten Bereich, in der Familie, Frauen auch die Machthabenden waren und ihre Macht ausspielten.

Christoph Walser: Wir hatten das grosse Thema der abwesenden Väter. Wir vermissten den guten Patriarchen; eine väterliche Figur, die hinsteht und positive Macht ausstrahlt. Viele von uns hatten erlebt, dass zuhause die Mutter die Erziehungsmacht hatte. Macht lag nicht einseitig bei Männern. Was hiess nun Emanzipation?

Stella Jegher: Wir würden uns wahrscheinlich treffen, wenn es um die familiäre Arbeitsteilung geht. Wenn Frauen stärker in den Beruf gehen, ins externe, gesellschaftliche, politische Leben, Männer aber nicht bereit sind, zuhause die Arbeit zu übernehmen, werden oft Mi-

grantinnen Rollen zugewiesen, die zuvor von den Ehefrauen wahrgenommen wurden. Ende der achtziger, Anfang der neunziger Jahre begannen wir deshalb zu fragen: Wie weit sind wir auch Privilegierte und Unterdrückte und profitieren von jenen, die in der Herrschaftspyramide als unsere Angestellten weiter unten sind? Der Denkfehler dabei war, dass wir uns nun als Frauen schuldig fühlten.

Christoph Walser: Ich finde es schade, dass in den letzten Jahren auf dieser theoretischen Ebene zu wenig weitergearbeitet wurde. Auch auf Männerseite. Ich finde zum Beispiel den Ansatz des «Puerarchats», der Herrschaft der Müttersöhne, spannend: Sind die Männer, die in der Gesellschaft an der Macht sind, wirklich Patriarchen oder sind es nicht eher kraftlose, geschwächte Männer? Markus Theunert spricht beim männlichen Herrschaftsprinzip von Fremd- und Selbstausbeutung. Wir werden sozialisiert, uns auch selbst auszu-beuten. Der Soziologe Pierre Bourdieu und jüngst der Philosoph Byung-Chul Han haben dies sehr gut analysiert. Der Neoliberalismus muss gar nichts mehr tun, um uns zu unterdrücken, wir erledigen das selbst.

Die Mütter von Männern unserer Generation haben uns oft ein negatives Vaterbild vermittelt. Sie hatten sich emanzipiert vom eigenen Mann, vom System Patriarchat. Das war für uns Kinder sehr ambivalent. Wir fanden eine Leere vor. Wir vermissten den eigenen Vater und konnten uns gleichzeitig nicht abgrenzen von ihm.

Stella Jegher: Wenn du sagst, die feministischen Mütter haben unserer Generation das Vaterbild vermiest, verstehe ich das nicht und schrecke auf. Hier sind wir beim Kern des Problems: Der Feminismus, der Einsatz für Frauenrechte wird praktisch verstanden als Erniedrigung der Männer. Das ist ein Denkfeh-

ler. Ich bin kürzlich auf die Homepage Wikimannia gestossen – der reine Antifeminismus, wenn da steht: Eine Feministin ist eine Frau, die zu faul ist zum Arbeiten und zu hässlich zum Anschauen. Da steckt eine grosse Aggression dahinter. Diese Aggression müssen wir gemeinsam überwinden.

Christoph Walser: Wo war und ist das möglich? In den Kirchen hätten und haben wir zum Teil diese Freiräume für etwas wirklich Anderes, für radikale Alter-

nativen. Wenn wir schon vom Reich Gottes sprechen... Die ersten bezahlten Stellen für Männerarbeit in der Schweiz, Deutschland oder Österreich waren kirchliche, dahinter standen theologische Diskussionen. Ich glaube, dass der Lebensbruder Jesus ein radikal anderes Männerbild gebracht und gelebt hat. Da entstand ein Raum, um ein anderes Mannsein zu kultivieren.

Stella Jegher: Ich bin feministisch-theologisch sozialisiert worden und sehe ei-

nen grossen Teil meines politischen Engagements in diesem Zusammenhang. Vielleicht habe auch ich eine einseitige Sicht, aber ich würde sagen, dass die feministisch-theologischen Denkerinnen eine wesentliche Rolle spielten in den feministischen Theorien weltweit. Das hat einerseits mit einem befreiungstheologischen Verständnis zu tun, das Herrschaftskritik und die Umkehrung von Machtverhältnissen anstrebt. Und andererseits mit spezifischen Erfahrungen von Ausschluss von Frauen insbesondere in der katholischen Kirche.

Christoph Walser: Ein grosses Verdienst der Frauenbewegung ist neben der Thematisierung der Gewalt auch die Forderung der Umverteilung von Erwerbs-, Familien- und Carearbeit – für mich heute die zentrale Frage. Dass die Frauenbewegung die Korsette der Frauenbilder, die uns diese Gesellschaft anbietet und in die wir sozialisiert werden, immer wieder sprengt, ist ebenfalls sehr wichtig.

Stella Jegher: Als Hauptverdienst der Männerbewegung sehe ich, dass sie einen Raum geschaffen hat, in dem Männer über ihr Mannsein nachdenken können. Aber wir müssen hartnäckig dranbleiben, die Frage der Arbeitsteilung zu stellen, der Teilzeitarbeit in der bezahlten und der gerechten Aufteilung in der unbezahlten Arbeitswelt. Und dabei müssen sich Männer sagen: Wenn ich diese Rollen ändern will, heisst das ein Stück weit Verzicht auf Einfluss, Macht, Geld und Handlungsspielräume. Da sind wir noch nicht wirklich weiter.

Bezüglich gleicher Rechte sind wir in der Schweiz einigermassen weit gekommen, auch wenn wir längst nicht am Ende der Fahnenstange angelangt sind. Weltweit, das sehe ich durch meine Tätigkeit bei *Amnesty International*, wird im Moment eher zurückbuchstabiert – insbesondere, wenn es um sexuelle und reproduktive Rechte geht und um die Partizipation in der Gesellschaft.

Christoph Walser: Wir stehen mit der Männerbewegung bei der Frage an, wie man die Umverteilung von Erwerbs- und Carearbeit weiter vorantreiben soll. Zum Beispiel haben immer noch 85 Prozent der Väter die Ernährerrolle. In den letzten zehn Jahren haben die Väter acht Stunden mehr Haushalt- und Familienarbeit geleistet pro Woche, aber sie haben dafür nicht acht Stunden weniger Erwerbsarbeit, sondern auch dort eher noch mehr Druck. Das führt zu Burnouts. Wenn die Männer und Väter die Haupternährerrolle nicht loskriegen, brauchen wir auch die Unterstützung der Frauen.

Wir sind eine väterpolitische Bananenrepublik. Mit Albanien und Irland sind wir die einzigen europäischen Länder, die keine Elternzeit kennen.

Wir kriegen auch kaum Eingang in die Gleichstellungsstellen. Die gleichstellungspolitische Agenda wird nicht mit den Männern zusammen gemacht. Und wir Männer sind das kranke Geschlecht. Unsere Gesundheit scheint aber niemanden zu interessieren.

Stella Jegher: Ich bin völlig einverstanden. Die Unterstützung zur Veränderung der Haupternährerrolle habt ihr aber schon lange, in erster Linie durch die Forderung nach gleichem Lohn. Solange die Frauen die grosse Mehrheit der PrekärverdienerInnen stellen, ist noch viel zu tun.

Was die Frage der Mitwirkung an Gleichstellungsplänen angeht, würde ich dir wohl beipflichten. Ich bin aber immer noch der Meinung, dass die Frauen Räume, die sie sich erkämpft haben, nicht leichtfertig aufgeben sollten. Weil wir immer wieder die schwierige Erfahrung machen, dass, sobald wir Männer mitbestimmen lassen, die Hauptdefinitions-macht sehr schnell wieder bei ihnen liegt.

Das klingt nun nach Geschlechterkampf, auf die Kampfschiene wollte ich eigentlich nicht geraten. Ich setze Hoffnungen auf jene, die dieses ganze Ge-

*Stella Jegher, *1960, studierte an der Dolmetscherschule Genf. Sie arbeitete als Co-Leiterin der Frauenstelle für Friedensarbeit des cfd und im Gleichstellungsbüro der Stadt Zürich. Seit 2003 ist sie bei der Schweizer Sektion von Amnesty International tätig, zuerst in der Kampagne «Stopp Gewalt gegen Frauen» und heute als Mitglied der Geschäftsleitung und Leiterin der Medienabteilung.*

*Christoph Walser, *1961, arbeitete als reformierter Pfarrer und Gefängnisseelsorger. Von 1994 bis 2009 war er Co-Leiter der Fachstelle Frauen und Männer der Reformierten Kirche des Kantons Zürich. Seit 2009 ist er freischaffend tätig in den Bereichen männerspezifische Beratung und Bildung, Spiritualität und Prävention: www.timeout-statt-burnout.ch.*



Die Frau des Jägers aus Damen Dramen von Anna Sommer, 1996.

Zu den Illustrationen in diesem Heft: S. 10.

schlechterverhältnis in seiner Zweiteiligkeit überwinden möchten. Ich setze auf schwule und lesbische Paare und andere junge Menschen, die viel interessantere und breitere Familienmodelle leben als jenes, wo man drüber nachdenken muss, ob jetzt Mami oder Papi die Windeln wechselt. Mannsein und Frausein überhaupt wird von der Queer- und Transgenderbewegung in Frage gestellt. Meine Vision ist, dass ich nicht mehr als Frau meine Rechte einfordern muss, sondern sie als Mensch einfordern kann.

Zusammengehen sollten die Männer- und Frauenbewegung in der Vision einer grundsätzlichen Veränderung der Gesellschaft. Warum werden Fragen wie der Vaterschaftsurlaub wieder derart zweitrangig behandelt? Weil sich immer noch ein ökonomisches Denken durchsetzen kann, das in erster Linie Profit und Gewinn anstrebt. Unser Modell ist noch längst nicht emanzipatorisch.

An dieser Stelle kommen zwei Menschen aus einer anderen Generation zum Gespräch hinzu. Sie können noch nicht auf dreissig Jahre Frauen- und Männeremanzipation zurückblicken, sind sie noch keine dreissig Jahre alt.

Irina Studhalter: Was ihr erzählt, löst bei mir Respekt und Ehrfurcht aus: Vorreiterinnen und Vorreiter haben eine Bahn gelegt, ich kann in Fussstapfen treten, auf denen schon sehr viel passiert ist. Aber wir haben immer noch viele derselben Herausforderungen und Probleme.

Doch es gibt auch Differenzen: Das Thema der Zweigeschlechtlichkeit, der Bipolarität Mann versus Frau kam bei euch erst am Ende des Gesprächs auf. Bei mir steht das Anliegen sehr weit vorne, nicht gleich in Mann und Frau einzuordnen, sondern eine Bandbreite von verschiedenen Ausprägungen zu sehen.

Matthias Luterbach: Ich finde es spannend, dass ich anknüpfen kann an eine Männerbewegung, an eine Frauenbe-

wegung, an den Feminismus. Ich konnte Gender Studies studieren, ein grossartiges Studium – das habe ich vor allem der Frauenbewegung zu verdanken.

Mich beschäftigt das Bild einer Frauenbewegung und einer Männerbewegung, die voneinander getrennt sind und dann in einen Austausch treten. Ich habe grundsätzliche Probleme mit dieser Begrifflichkeit. Für mich war es immer eine Emanzipationsbewegung, der Begriff der queer-feministischen Bewegung liegt mir am nächsten. Ich würde das nicht auftrennen. Dennoch braucht es eine Männerbewegung, weil ihre Anliegen vielleicht nicht schon immer Platz im Feminismus hatten.

Irina Studhalter: Ich bin erschrocken, als du, Christoph, gesagt hast, die Kritik der Männerbewegung an der Frauenbewegung beziehe sich auf das versteckte Matriarchat innerhalb des Patriarchats. Aber dann wurden mir Zusammenhänge klar. Mir ist es ein sehr grosses Anliegen, dass Männer viel mehr Betreuungsaufgaben übernehmen. Ich glaube auch an die Fähigkeit des Staates, mit Gesetzen und Pilotprojekten einiges zu initiieren; ich habe das Beispiel Schweden erlebt. Es ist eine Herausforderung, jungen Männern klar zu machen, dass die Emanzipation der Männer zum Feminismus gehört. Wir müssen sie ins Boot holen; es sind nur sehr rare Exemplare, die gemeinsam mit den Frauen kämpfen.

Matthias Luterbach: Für viele Männer ist die Sache des Feminismus tatsächlich nicht bequem. Gerade in Deutschland gibt es die Antifeministen in den neuen politischen Bewegungen wie AfD, es gibt Antigenderismus, Wikimannia und andere grässliche Seiten im Internet. So vorgestrig und reaktionär all das ist – wir müssen ernst nehmen, dass Frustrationen, Ängste, Wut, Hass und Krisen da sind. Wie können wir unsere Geschlechtlichkeit und eine Männerperspektive in einer emanzipatorischen Sicht entwickeln,

Feminismus befreiend erleben und Emanzipation zusammen mit Frauen und anderen Menschen leben, die sich nochmals ganz anders identifizieren?

Die Rolle des Staates, der über sehr lange Zeit klassische Geschlechter- und Familienverhältnisse gefördert hat und beispielsweise Frauen lange vom Stimmrecht ausschloss, sehe ich ein wenig anders als du, Irina. Politik über soziale Bewegungen zu betreiben, ist für mich persönlich viel interessanter. In sozialen Praxen erleben wir bereits jetzt sehr viel Progressives. Erst vor diesem Hintergrund stellt sich dann die Frage, welche Forderungen wir an den Staat stellen.

Stella Jegher: Die Rolle des Staates besteht für mich darin, Ressourcen zur Verfügung zu stellen für ein zivilgesellschaftliches Engagement, das der Überwindung der Rollenteilungen und Zuschreibungen dient. Ressourcen bedeutet Räume, Geld, Zeit. Durch entsprechende Gesetze – Arbeitszeitregelungen, Rentensysteme, Unterstützungen von Fremdbetreuungen von Kindern – kann man Zeit schaffen.

Ich komme nochmals auf die Diskussion über Identitäten zurück. Viele von uns sehen sich nicht mehr einfach als Frau oder als Mann, auch wenn sprachlich noch Ausdrucksmöglichkeiten fehlen, sondern empfinden Identitäten, die darüber hinausgehen. «Ich als Frau ...» war lange notwendig, heute vielleicht nicht mehr. Ich persönlich verstehe mich nach wie vor ganz stark als Frau, aber das Frausein ist immer weniger der Ausgangspunkt für mein politisches Engagement.

Christoph Walser: Mir geht das einen Schritt zu schnell. Die Männer sind erst daran, sich als Männer, als Väter zu finden. Ich bin auch nicht der Meinung, dass die Biologie so unwichtig ist, auch in der Sexualität. Unterschiede zwischen den Geschlechtern scheinen noch da zu sein. Ich würde sie nicht zu schnell über-

springen, auch wenn ich eure Zukunftsvisionen teile.

Matthias Luterbach: Die Identifizierung als Mann muss paradox bleiben. Einerseits ist die Perspektive einer – ich nenne sie mal – feministischen Männerpolitik noch sehr wenig ausgearbeitet. Wenn wir nicht mehr an der Männerperspektive arbeiten, würde viel verloren gehen. Auf der anderen Seite kann ich mich aber nicht auf das grosse Kollektiv der Männer beziehen, auf die gemeinsamen Interessen qua Mann. Ich würde mich davor hüten zu sagen, wir bräuchten eine gemeinsame Männerstimme. Sonst landen wir schnell beim Geschlechterkampf und beim Antifeminismus. Gerade die Widersprüchlichkeit, Mann zu sein und es gleichzeitig nicht zu sein, hat etwas Befreiendes und Schönes.

Irina Studhalter: Das Abschieben wichtiger Fragen auf die Biologie sollten wir überwinden und viel weiter denken. Für viele Menschen ist die mögliche Auflösung der Identitäten existenziell wichtig. Mit dem Aufweichen von Grenzen können wir Leben retten. Das ist mir wichtig, ich will das tun, solange es jemandem hilft. Diese Haltung unterstützt und ermächtigt die einzelnen Personen – das Anliegen des Feminismus seit jeher.

Ich habe eure Diskussion auf dem Podium beobachtet. Ich will niemandem zu nahe treten: Aber in der Art und Weise, wie ihr, Stella und Christoph, hier auf dem Podium sitzt, erfüllt ihr die Rollenbilder perfekt. Wir kratzen erst an der Oberfläche. Wir müssen noch viel an diesem Zerbröseln der Identitäten arbeiten.

Matthias Luterbach: Das Schönste ist, wenn man – auch beim Sitzen – Varianten zur Verfügung hat.

Das Gespräch fand statt am 22. Oktober 2015 im Marianischen Saal in Luzern. Es wurde von Li Hangartner vom RomeroHaus und Daniel Ammann vom Mannebüro Luzern als Kooperation organisiert. Eingeführt und moderiert wurde der Abend von Roland Neyerlin. Aufzeichnung und Redaktion: Matthias Hui.

Mit Feder und Messer erzählen

Die Zürcher Comiczeichnerin und Illustratorin Anna Sommer hat für die Neuen Wege Bilder zusammengestellt, die skurrile wie witzige Geschichten der Geschlechter zeigen.



Papierschnitt aus dem Jahr 1993.

Anna Sommer, *1968 in Aarau, lebt und arbeitet als freischaffende Comiczeichnerin und Illustratorin in Zürich.

Ihre Werke wurden mehrfach ausgestellt und ausgezeichnet.

www.annasommer.ch

Was mich an Beziehungsgeschichten so interessiert? Ich kann es nicht so genau erklären, ich weiss einfach, dass das Interesse schon sehr früh da war.

Als Mädchen habe ich am liebsten mit der Puppenstube gespielt, die habe ich noch heute. Das abgegriffene Mütterchen und Väterchen tragen die Spuren der intensiven Rollenspiele.

Comics habe ich kaum gelesen, «Tim und Struppi», dank meiner belgischen Grossmutter, und Willhelm Busch, dessen Gesamtausgabe meine Grosstante besessen hat. Die tragische Geschichte der «Frommen Helene» habe ich besonders geliebt.

Zeichnen war schon immer meine bevorzugte Form, um eine Geschichte zu erzählen. Vielleicht deshalb, weil ich nicht so gerne rede. Dass ich im Medium Comic ein Zuhause gefunden habe, ist also nicht verwunderlich. Meine Geschichten sind oft wortlos, das hat damit zu tun, dass ich die Wissenschaft der Sprechblasen zu wenig beherrsche. Da sich meine ProtagonistInnen ohne Worte ausdrücken müssen, ist viel Körperinsatz angesagt. Das ist mit ein Grund, weshalb meine Figuren schnell miteinander ins Bett hüpfen.

Während ich meine Comics mit Feder und Tusche zeichne, setze ich meine Illustrationen hauptsächlich in der Papierschnitttechnik um. Das Messer ist mein Zeicheninstrument, damit auf dem Papier herumkurven ist grossartig. Die Schärfe des Schnittes, das gefällt mir, auch das Wühlen in der Papierschublade – die Sammlung an Papieren ist über die Jahre gross geworden.

Bücher von Anna Sommer:

Damen Dramen, Verlag Arrache Coeur, 1996.

Die Wahrheit und andere Geschichten, Edition Moderne, 2003.

Les Grandes Filles, Les Cahiers Dessinés, 2014.

Warum werde ich von Frauen gönnerisch auf einen «Vatertag» reduziert, wenn ich mit meinem Sohn am Wochenende in die Kletterhalle gehe? – Ich fühle mich dann gleichzeitig stolz, mit meinem Sohn Zeit zu verbringen, und gegenüber Müttern herabgesetzt, die scheinbar immer noch mehr Mütter sind, als ich Vater sein kann. Immerhin gehe ich, weil ich nur Teilzeit arbeite, auch unter der Woche mit meinem Sohn in die Kletterhalle – und wechsle ihm dabei die Windeln und füttere ihn.

Meist beginnt das Nachdenken bei konkreten, vielfach unangenehmen oder beklemmenden Erfahrungen, die wir im Alltag machen. Das ist ebenso einleuchtend wie wichtig, verkäme doch alles Nachdenken ansonsten zu einem abgehobenen Selbstzweck. Aus dem Denken den Weg wieder zurück in den Alltag zu finden, wäre dann schwierig. Umgekehrt lässt sich aber auch der Alltag mit seinen unangenehmen Erfahrungen nur verändern, wenn wir ihn nicht bloss hinnehmen, sondern wenn wir – wenigstens in Gedanken – Distanz zum Alltag aufbauen; wenn wir ein Verständnis für die Mechanismen gewinnen und wenn unser Denken Handlungsmöglichkeiten aufzuzeigen vermag.

Die Frauenbewegung ist geprägt von diesem Wechselspiel: Die konkreten Alltagserfahrungen einzelner Frauen führten zu weiterreichenden Überlegungen, welche Einzelne auch als Teil einer Gesellschaft zu verstehen versuchten und somit weit über die vermeintlich solitären Erfahrungen hinauswiesen. Dennoch blieben die konkreten und vor allem sehr persönlichen Erfahrungen zentral: Einzelne können ihre Situation nicht verändern, wenn die äusseren Zwänge zu stark sind, und die äusseren Zwänge werden nicht geringer, wenn nicht Einzelne aufgrund ihrer Erfahrungen beginnen würden, diese Zwänge zu verändern. Weil das Nachdenken also bei konkreten Erfahrungen beginnt, gehe

Männerbewegung?

Ein Erfahrungsbericht

Ein junger Vater fragt sich: Wie Familie und Beruf vereinbaren sowie eigene Ansprüche verwirklichen? Ein Anfang für das spannungsreiche Unterfangen wäre, sich mit anderen Männern über persönliche Erfahrungen auszutauschen. Leider fehlt aber oft die Fähigkeit, Eigenes artikulieren zu können. Eine feministische Praxis könnte Orientierung bieten.

ich von mir selbst aus, wie es die italienische Diotima-Philosophin Luisa Muraro 1994 in einem Vortrag vorgeschlagen hat (vgl. S. 15).

Ein Männeralltag

Was als akademische Gedankenspielerie begonnen hatte, bekam mit der Geburt unseres Sohnes eine ganz andere Dringlichkeit. Bewegte ich mich als Philosophiestudent ungebunden in der Welt und betrieb das Spiel der Argumente und Perspektivenwechsel mit einigem Erfolg, ging es plötzlich um ganz andere Verbindlichkeiten. War mein Nachdenken über das Verhältnis zwischen Män-

nern und Frauen anfänglich geprägt vom intellektuellen Genuss, unsere Gesellschaft mit theoretischen Mitteln besser zu verstehen, stellten sich urplötzlich praktische Fragen: Wie sollten wir unsere Familie einrichten, damit wir nicht nur allen Bedürfnissen von Mutter, Vater und Kind Rechnung tragen können, sondern auch der Handlungsspielraum aller – und insbesondere der neuen Generation – vergrössert wird? Was bedeutet es, Hausarbeit und Sorge um die Kinder möglichst gleich zwischen uns Eltern aufzuteilen? Wie gehe ich mit dem Erbe um, das mir meine Mutter und mein Vater mitgegeben haben? Und: Bin ich überhaupt in der Lage, alle Antworten auf diese Fragen umzusetzen?

Als Vater sehe ich mich mit dem Problem konfrontiert, dass nach wie vor Verdienst und Karriere von mir verlangt werden: Mein gesellschaftlicher Wert bemisst sich an meiner Position auf der Karriereleiter und an meinem Lohn. Und so wurde ich auch erzogen. Ein gewisser (vielleicht gesunder, vielleicht ungesunder) Ehrgeiz ist unweigerlich die Folge. Aber was geschieht, wenn ich doch auch Vater und nicht nur Brot- und Statusverdiener sein will?

Zwangsläufig bäume ich mich unter diesen Umständen gegen diese Zwänge auf. Ich möchte Zeit mit meinem Sohn verbringen und ihn auch als Vater beim Aufwachsen unterstützen. Ich möchte einer interessanten Arbeit nachgehen und Einfluss gewinnen, um an der Gestaltung dieser Welt mitzuwirken. Meine Welt gestalten zu wollen, ist sicherlich ein legitimer Wunsch. Aber wie gross ist der Radius dieser Welt? Traditionell (zumindest in der bürgerlichen Gesellschaft) kümmerten sich Frauen um den «kleinen» Radius des Haushalts und die Männer widmeten sich dem «grossen» Radius von Wirtschaft und Politik. Aber beides zugleich? Fast scheint es, als wären das der Ansprüche zu viele.

Zeit mit meinem Sohn kann ich nur verbringen, wenn ich oft genug zu Hause

bin (und mich so im kleinen Radius aufhalte). Ich kann ihn nur beim Aufwachsen unterstützen, wenn ich über seine Alltagssorgen Bescheid weiss. Unbedingte Voraussetzung dafür ist ein Vertrauensverhältnis, das durch die gemeinsam verbrachte Zeit entsteht. Eine interessante Arbeit wiederum ist nur zu haben, wenn ich mich ganz der Arbeit verschreibe (und mich so im grossen Radius aufhalte). Noch ist es vielfach so, dass Arbeitgeber von ihren Arbeitnehmern ein 100-Prozent-Pensum verlangen (weil sie als Vorgesetzte auch 100 Prozent arbeiten und diese Vorstellung, ob willentlich oder nicht, weitergeben). Und wenn ich etwas bewirken will, muss ich viel Zeit in meine Arbeit stecken – und laufe so Gefahr, mein Kind wieder der Mutter abzuschieben. Am Ende muss ich also auch den inneren Zwang meines eigenen Ehrgeizes überwinden.

Kinder, scheinbar eine Welt im Kleinen, sind eine ebenso wertvolle und erfüllende Aufgabe wie die Gestaltung der Welt im Grossen. Ist das so? – Meist habe ich den Eindruck, mit diesem Dilemma allein zu sein, obwohl ich weiss, dass es andere Männer und Väter geben muss, die sich in derselben Situation befinden.

Mein Vater arbeitete viel und engagierte sich darüber hinaus in der Politik. So war er gerade in meinen jüngeren und jüngsten Jahren auch am Abend selten zu Hause. Noch heute gestaltet sich deshalb die Unterhaltung über persönliche Erfahrungen und den Umgang damit zwischen uns schwierig. Dreissig Jahre nach meiner Geburt lernen mein Vater und ich uns erst richtig kennen. Die Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen in der Vorgängergeneration hat nach meiner Erfahrung dazu geführt, dass Väter kaum Zeit finden, mit ihren Kindern zu reden. So lernen junge Männer eben vor allem, mit ihren Müttern zu reden. Umgekehrt lernen Väter kaum, sich mit ihren Kindern auf einer persönlichen Ebene zu unterhalten.

Kommt hinzu, dass Frauen, die sich um die «kleine» Welt kümmern, leidlich lernen, über diese sehr persönliche Welt zu reden, während Männer dazu neigen, immer im Grossen und Ganzen der politischen Weltzusammenhänge zu reden, ohne sich selbst notwendigerweise mit zu meinen.

Männerbewegung – Frauenbewegung

Das alles macht deutlich, dass Männer erst noch lernen müssen, miteinander über ihre eigene Situation zu reden. Aus solchen Gesprächen ergäbe sich vielleicht die Feststellung, dass viele junge Männer heute an denselben Zuständen leiden wie ich. Und aus dieser Feststellung heraus ergäbe sich vielleicht genug Energie, etwas an den Zuständen zu ändern – beispielsweise, indem wir vermehrt für Teilzeitarbeit einstünden oder indem wir die Diskussionen um einen Vaterschaftsurlaub nicht zu einem einzigen Trauerspiel verkommen liessen.

Umso ernüchternder ist vor dem Hintergrund dieser Einsicht die gegenwärtige Situation. Von einer Männerbewegung, die sich als Pendant zur Frauenbewegung in den achtziger und neunziger Jahren formiert hat, habe ich nach der Jahrtausendwende kaum etwas mitbekommen. Nicht einmal im akademischen Kontext, denn immerhin bin ich dort dem Feminismus begegnet. Gleichstellungsfragen sind immer noch weitgehend eine Frauensache, obwohl Männer doch allen Grund hätten, sich da einzubringen. Im Gegenteil ist festzustellen, dass Männer nach wie vor nicht nur in ihrer Arbeits- und Karriere-logik gefangen sind, sondern sich auch erst zaghaft Foren des Austauschs unter Männern bilden. Und dies geschieht, ganz einer Logik von Karriere und Hierarchie entsprechend, meist von oben nach unten.

Zwar gibt es mit *männer.ch* bereits einen Dachverband von Männerorganisationen. Doch sind die wenigen dort verbundenen Organisationen meist noch

Kinderzeichnung von Anna Sommer, mit neun Jahren gezeichnet.



recht jung und fragil. Zudem listet beispielsweise das Portal *www.maennergruppen-schweiz.ch* gerade einmal elf Gruppen auf, die überdies meist unter therapeutischer Leitung stehen. Es ist vielleicht Ausdruck und Nachhall der Karrierelogik, dass viele Männer, die sich für Männeranliegen einsetzen, als Professionelle tätig sind (beispielsweise als Psychotherapeuten oder Sozialarbeiter). Doch wäre es wünschenswert, den freien und insofern nicht unter professioneller Führung stehenden Dialog unter Männern zu pflegen und überhaupt erst zu erlernen. Ich brauche keine Männerarbeit: Ich wünsche mir freie Männer!

Gerade die Frauenbewegung bringt einen reichen Erfahrungsschatz an Gesprächskultur und persönlicher Reflexion mit, der für mich befreiend wirkt. Vielleicht liegt darin ein Grund dafür, dass ich mich mit meinen Fragen paradoxerweise im Kreis von Feministinnen wohler fühle als unter Männern. Vielleicht liegt darin ein Grund dafür, dass ich mich essayistisch im Rahmen einer feministischen Zeitschrift, der *RosaRot*, engagiere. Vielleicht liegt im Schreiben eine vorläufige Lösung für die Unfähigkeit, direkt mit anderen Männern zu sprechen. Das Schreiben erlaubt Distanz, vielleicht ein erster Schritt dazu,

einen anderen Blick auf den Alltag zu gewinnen.

Neue Wege für Männer und Frauen

Ich bin weit davon entfernt, die genannten Fragen nach der Familie, der Vereinbarkeit von Kindern und Beruf, und der Verwirklichung eigener Ansprüche abschliessend geklärt zu haben. Aber vielleicht wäre es ein Anfang, sich unter Männern auszutauschen, ohne weitere Absicht als die Situation der anderen kennenzulernen; miteinander zu reden, ohne Recht behalten zu müssen; voneinander erzählen zu können, ohne sich durchsetzen zu müssen.

Natürlich führen solche Gespräche über sich selbst hinaus. Ganz grundsätzlich wird es darum gehen, sich (nicht nur unter Männern) auf Ziele zu einigen. Besteht unser Ziel in der Gleichheit zwischen Männern und Frauen oder besteht unser Ziel in einer neu akzentuierten und selbstbestimmten Rollenverteilung? Wird der Unterschied zwischen Männern und Frauen für uns einmal keine Rolle mehr spielen oder geht es uns gerade darum, die unterschiedlichen Rollen besser zu verstehen?

Noch bezeichnen diese Fragen vor allem ein offenes Feld. Alte Gesellschaftsstrukturen, welche die Frauenbewegung angegriffen und teilweise aufgelöst hat, müssen durch neue ersetzt werden. Um diese Aufgabe zu lösen, scheint es unabdingbar, dass sich Männer unter Männern verständigen, genauso wie sich Frauen unter Frauen verständigen: Bevor wir uns in der gemeinsamen Welt, in der wir immer schon gelebt haben und nach wie vor leben, wieder treffen. ●



Fabian Schwitter,
*1984, Philosoph, Literaturwissenschaftler
und Journalist, hält an
der Hoffnung auf die
Früchte der Anstrengungen seiner Generation fest.

fabian.schwitter@uzh.ch

Die Privatdetektivin aus Damen
Dramen, 1996.

Für das vorliegende *Neue Wege*-Gespräch wünschte ich mir eine Begegnung mit zwei bewegten Frauen. So kam es, dass ich Liv Kägi, die dieses Jahr dreissig wird und reformierte Pfarrerin ist, und Regula Grünenfelder, katholische Theologin und letztes Jahr fünfzig geworden, für das Gespräch eingeladen habe. Mit ihnen wollte ich das Experiment wagen, im Sinne von *fare diotima* in den Austausch zu kommen: Nicht meine vorbereiteten Fragen sollen das Gespräch strukturieren, sondern die persönlichen Kontexte.

In Anlehnung an die *Diotima*-Philosophinnen*, auch Mailänderinnen genannt, geht es bei *fare diotima* um eine Praxis des Denkens, das sich durch die konkret anwesenden Frauen nährt: Indem sich eine Frau einer anderen anvertraut und von den eigenen Erfahrungen her ins Gespräch kommt, gelangen Differenzen zwischen den Frauen zum Vorschein. Sie bilden den Ausgangspunkt des gemeinsamen Weiterdenkens, weil in der Vermittlung Worte für das eigene Begehren, also für die Lust und Neugierde, gefunden werden. Die Unterschiede zwischen Frauen stellen folglich kein Problem dar. Im Gegenteil, sie sind der Anfang einer «anderen Politik».

«Jesus macht immer Ich-Aussagen. Also müssen wir auch Ich-Aussagen machen und schauen, was es im Moment braucht, um eine Gemeinschaft zu ermöglichen, in der Gottes Reich verwirklicht wird», sagt Liv Kägi und wünscht sich Freiräume, um solches auszuprobieren. «Damit knüpfen wir an die Arbeit und das Begehren der Frauen vor uns an, namentlich Dorothee Sölle und Marga Bührig», ergänzt Regula Grünenfelder.

Weil beim gemeinsamen Denken immer wieder Worte gesucht werden müssen, sind im Gespräch auch Pausen und Gefühle entstanden, die im Folgenden visualisiert sind und beim Lesen mitberücksichtigt werden sollen.

Neue Wege-Gespräch von Léa Burger mit Liv Kägi und Regula Grünenfelder

Eine neue Kirche zur Welt bringen

Fare Diotima mit zwei feministischen Theologinnen

Eine politische Auseinandersetzung über Gott und die Welt im wahrsten Sinn: Im Zentrum steht der Wunsch nach Kirchenreform, auf dass Frauen endlich ihrem Begehren folgen können. Ein Aufruf, Neues auszuprobieren – und scheitern zu dürfen.